

Thesepapier zum Vortrag:

Gewalt als Zeichen von Hoffnung

Wolfgang Maurer, Psychoanalytiker,
Bremen

Zentrale Thesen, die im Vortrag begründet werden:

Zur psychischen Gesundheit gehört die Fähigkeit zur Aggression: Zu Anfang des Lebens ist Aggressivität fast das gleiche wie Aktivität. Daraus folgt:

Nicht jedes destruktive Verhalten ist schädlich und vernichtend. Es dient dem Kind z. B. dazu, sich im Laufe seiner Entwicklung von seinen Eltern zu distanzieren und zu trennen (Donald W. WINNICOTT).

Eine *antisoziale Tendenz* findet sich beim normalen Kind wie auch beim neurotischen und auch bei Menschen aller Altersstufen. Sie beginnt mit kindlichem Lügen, Stehlen. Sie ist ein Zeichen von Hoffnung, denn sie erzwingt die Aufmerksamkeit und Reaktion der Umgebung (WINNICOTT).

Gewalt und Zerstörung erzwingen oder suchen folglich eine Umweltstabilität, die dem impulsiven Verhalten standhält, die einen „haltenden Rahmen bietet“.

Dynamik der Gewalt:

Schwache, verachtete, hilflose und beschämende Teile der eigenen Persönlichkeit, all das, was der Jugendliche als verachtungsvoll, lächerlich, dumm und schwach bei sich selbst erlebt, kann auf das angegriffene Opfer projiziert werden.

Wenn diese Dynamik der Projektion massiv eingesetzt wird, dann ist der Jugendliche selber in einer spezifischen Gefahr. Es kann dann passieren, dass er den inneren Kontakt mit den eigenen, aber projizierten Anteilen vollständig zu verlieren droht.

Dies hat nicht nur eine Fixierung oder sogar eine Spirale der Gewalttätigkeiten zur Folge, sondern dies muss

zu innerer Leere führen, die kompensatorisch gefüllt wird (evtl. mit rechtsradikalen Versatzstücken).

Gewalt ist bei jugendlichen Gewalttätern oft ein Mittel, ihre eigene Lebensgeschichte als früheres Opfer zu wenden.

Die defensive Rolle von Aggression und Gewalt dient oft dem Schutz eines fragilen, zerbrechlichen Selbstbildes und einer fragilen Identität.

Gewalttäter müssen zum Selbstschutz ein bedrohliches und unerträgliches Erleben aus der Psyche ausstoßen, um das Selbst zu schützen. Sie müssen dieses Erleben in anderen Menschen projektiv unterbringen, um es dann dort bekämpfen zu können. Ihr Selbst und das Selbstbild ist nicht ausreichend stabil und kohärent, um unterschiedliche, plötzlich auftauchende emotionale Zustände des Selbst zu umfassen, integrieren und aushalten zu können.

Literatur

Winnicott, D.W., Die antisoziale Tendenz, in: ders., Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, Frankfurt 1983

Schlösser, Gerlach (Hg.), Gewalt und Zivilisation, Gießen 2002